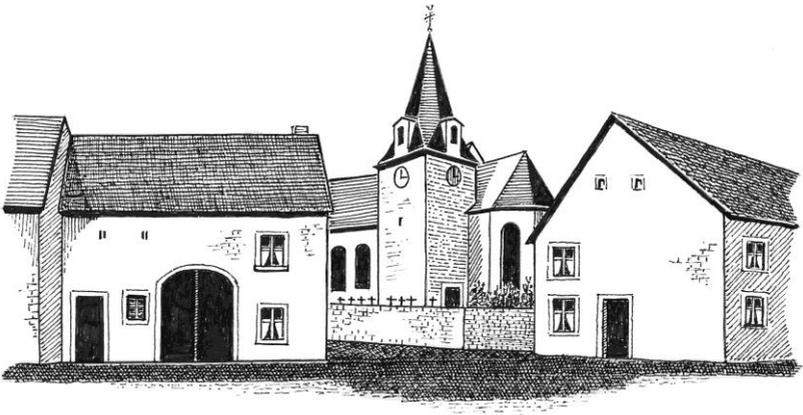


*Mein Vaterhaus war alt und klein,
schloss aber meine ganze Welt
und meinen Himmel ein.
Peter Rosegger*

Die, die hinter dem Mond lebten

Roman
von
Tarzius Knop



Ich danke meinem Bruder Norbert Knop
sowie meiner Nichte Annegret Hümmerich
für ihre Unterstützung

Impressum:

© 2015, Autor: Tarzsius Knop
Titel: Die, die hinter dem Mond lebten

Verlag: Tredition GmbH, Hamburg

ISBN Paperback: 978-3-7323-7172-3

ISBN Hardcover: 978-3-7323-7173-0

ISBN eBook: 978-3-7323-7174-7

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt

Vorwort

In dem kleinen Hunsrückort Geisfeld wird ein Knabe geboren. Es ist das achte Kind eines Ehepaares, das einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb bewirtschaftet. Das tägliche Leben ist für sie eine einzige Herausforderung und es ist für den Bauern eine schwer zu bewältigende Aufgabe, eine so große Familie zu ernähren und die Kinder zu verantwortungsvollen Menschen zu erziehen. Auch die Bevölkerung des kleinen Dorfes, von dem Spötter witzelten, es läge hinter dem Mond, muss sich mit Bedingungen auseinandersetzen, die sich zwar erheblich verbessert haben, aber immer noch nicht das Niveau erreicht haben, das einem allgemeinen üblichen Trend entspricht. Aber gemessen an dem, wie die Menschen hier kurz nach der Jahrhundertwende lebten, könnte man direkt von paradiesischen Zuständen sprechen.

Aufgrund verschiedener Umstände, die in den ungünstigen Bodenstrukturen der Landschaft und der Abgeschiedenheit zu den industriellen Zentren begründet waren, lebten die früheren Menschen hier in bitterster Armut. Davon war besonders der westlichste Teil des Hunsrücks betroffen, die Region des Hochwaldes. Die größtenteils schlechten Böden und die ungünstigen klimatischen Bedingungen einer rauen Mittelgebirgslandschaft eigneten sich nur bedingt für gute Ernteerträge. Außerdem bewirtschaftete man die kargen Felder noch mit den Mitteln und Methoden, mit denen sich schon die Urväter herumplagten. Unter diesen Bedingungen rackerte man sich von früh bis spät ab und hatte nur ein einziges Ziel, die Arbeit mit allen Kräften zu bewältigen, so dass die Familie übers Jahr nicht darben musste. Das zu erreichen, kostete ihre letzten körperlichen Kraftreserven. Dies führte zu einem Zustand, in dem der Phlegmatismus und die Interesselosigkeit gegenüber sich selbst und seinem Umfeld den Tagesablauf beherrschten. Daher entsprachen die Wohn- und Lebensumstände in keiner Weise dem sonst üblichen Standard und es gab keinen Antrieb das zu ändern. Das äußerst primitive und entbehrungsreiche Leben sah man als Schicksal an, dem man nicht entrinnen konnte. Wenn man die Familie satt bekam, dankte man es dem Himmel und war zufrieden. Die Religion war der einzige Rückhalt in dem armseligen Leben und der liebe Gott schien Mitleid mit den Menschen zu haben.

Er schickte einen Boten in der Gestalt eines Pfarrers, der die Menschen nicht nur zu ihrem Heil, sondern auch in ein besseres Leben führen sollte. Der Pfarrer ging als erstes daran, die Menschen aus ihrer Apathie heraus zu führen. Das war eine Aufgabe, die bei der Bevölkerung zunächst auf wenig Gegenliebe stieß. Seinen Versuchen, die alten Strukturen und Ge-

wohnheiten aufzubrechen und damit neue Anfänge zu starten, stand man nicht nur skeptisch gegenüber, sondern sie wurden auch offen boykottiert. Doch der „Gottesmann“ war ein guter Taktiker und ihm wurde sehr schnell bewusst, dass er zunächst ein Problem angehen sollte, das offensichtlich in aller Interesse lag. Würde das gelingen, so wäre das ein hoffnungsvoller Anfang, der die Menschen vielleicht zur Einsicht bringen würde. Was schon immer ein besonderes Ärgernis war, waren die in den Sommermonaten versiegenden Dorfbrunnen. Dann musste das Wasser mühsam vom weiten Bach her geholt werden. Dabei gab es im Hunsrück Hochwald Wasser genug, es floss nur nicht dort, wo man es benötigte. Schon bevor der Pastor seine Pfarrstelle angetreten hatte, gab es bereits Bestrebungen, eine zentrale Wasserversorgung ins Dorf verlegen zu lassen, aber das Projekt kam nicht recht voran. Auf seine Initiative hin wurde es endlich angegangen. Das wertvolle Nass floss nun über Leitungen ins Dorf und jedes Haus wurde mit frischem Wasser versorgt. Das brachte ihm die ersten Sympathien. Dann kam der schreckliche Erste Weltkrieg und alle Männer im wehrfähigen Alter mussten in den Krieg ziehen. Die Frauen blieben zurück und konnten die Kraft, die die Doppelbelastung des Ackerbaues und der Kinderbetreuung ihnen aufbürdete, nur schwer bewältigen. Auch hier half der Pfarrer, indem er eine Kinderverwahreinrichtung schuf und auf diese Weise die geplagten Frauen entlastete. Nach dem Krieg setzte er seine begonnene Strategie fort, die den Menschen schließlich das elektrische Licht bringen sollte. Dabei mussten allerdings erst massive Widerstände überwunden werden, die selbst in den Familien für manche Turbulenzen sorgten. Mit weiteren Maßnahmen, die er Zug um Zug umsetzte, sorgte er schließlich dafür, dass sich die Wohn- und Lebensbedingungen nachhaltig verbesserten. Weiter bestellte er Fachleute, die den Ackerbau und die Viehzucht mit den Methoden einer moderneren Landwirtschaft sukzessiv verbesserten. Trotz der erheblichen Widerstände, die immer wieder überwunden werden mussten, hatte der „Gottesmann“ seine Ziele fast erreicht, als ihn der liebe Gott zu sich rief.

Vier Jahre zuvor wurde der Knabe geboren, der recht bald die Freiheiten des Landlebens zu schätzen wusste. Im Elternhaus und in der Schule tat er sich schwer, seine Lebhaftigkeit zu zügeln und deshalb bekam er öfters die Strenge der damals üblichen Erziehungsmethoden schmerzhaft zu spüren. Schon sehr früh wurde er mit den Arbeiten in der Landwirtschaft vertraut gemacht. Aber auch allgemein war die Kinderarbeit gängige Praxis. Den Krieg erlebte er nur als Randgeschehen, bei dem man zwar öfters den Kopf einziehen musste, aber nicht ernsthaft gefährdet war. Schon längst war es eine beschlossene Sache, dass er einmal die lange Tradition fort-

setzen und den bäuerlichen Betrieb weiterführen sollte. Doch inzwischen hatte sich schon ein Wandel bemerkbar gemacht, der die landwirtschaftlich geprägte Dorfstruktur langsam aufzuweichen begann. Das führte letztlich dazu, dass der angehende Jüngling einen Beruf erlernen konnte. Doch bevor es dazu kam, machte er Bekanntschaft mit den verschiedensten Hilfsarbeiten, bei denen die Arbeitsbedingungen recht ungünstig und Arbeitssicherung ein Fremdwort waren. Jedoch war eine echte Berufswahl nicht möglich, sie richtete sich nach dem Angebot an Lehrstellen. In diesem Fall entsprach jedoch die Wahl in keiner Weise der landläufigen Meinung, die in dem ergriffenen Beruf keine Basis für eine gesicherte Existenz sah. Deswegen musste er nach erfolgter Ausbildung schließlich sein Glück in der Ferne suchen. Doch die Verbindung zur Heimat riss nie ab. Das Geschehen fernab im Hunsrück wurde stets verfolgt und aus der Ferne miterlebt. Als das Dorf den 1100. Geburtstag feierte, zog es ihn und alle, die noch das heimatliche Blut in ihren Adern spürten, in das kleine Hunsrückdorf, das an diesem Tag Kopf stand. Dort hatten die Menschen etwas auf die Beine gestellt, was einmalig war. Die früheren Milieus des Dorfes mit seinen Menschen, ob Bauern oder Handwerker, wurde in Ständen nachvollzogen und so wieder zum Leben erweckt. Das dort Gezeigte gab einen schönen Kontrast zur realen Wirklichkeit, die sich schon nachhaltig verändert hatte. Als man beispielsweise eine Kuh suchte, die noch im Gespann geübt war und die vom Schmied neues Eisen verpasst bekommen sollte, fand man nur noch ein einziges Tier im ganzen Dorf.

Unabhängig vom Dorfgeschehen hatte sich im Laufe der Zeit das Landleben weitgehend aus der früher üblichen Isolation längst gelöst. Die Menschen waren mobil geworden und die wahrgenommenen öffentlichen Interessen hatten ihren Horizont beträchtlich ausgeweitet. Dabei hatte auch das allgemeine politische Geschehen einen erheblichen Anteil daran. Frühere verfeindete Staaten hatten sich ausgesöhnt und waren sich näher gekommen. Das führte letztlich zu einem europäischen Verbund, der nach und nach über die wirtschaftlichen Interessen hinausging, und mit neu geschaffenen gesellschaftspolitischen Strukturen wurde eine neue Basis geschaffen. Im Zuge dieser Veränderungen war nun der Hunsrücker-Hochwald nicht mehr irgendein Randgebiet innerhalb Deutschlands, sondern behauptet sich als Region mitten im Herzen Europas.

Aller Anfang ist schwer.

Als ich meine Augen zum ersten Mal öffnete und in die Welt blickte, die offensichtlich nur aus mir fremden Gesichtern bestand, war mir, als käme ich von einem fremden Stern. Wo war ich gelandet? Ich hatte das Gefühl, als hätte ich eine drangvolle und angespannte Zeit hinter mir und war entsetzlich müde. Schließlich verschwammen die mich anstarrenden Augen immer mehr und irgendwann muss mich der Schlaf in das Land der Träume zurückgeholt haben. Wie lange ich geschlafen hatte, vermag ich nicht mehr zu sagen. Ich wachte auf und öffnete die Augen. Meine Blicke gingen ins Leere. Doch nicht nur meine Blicke, auch in meinem Inneren hatte ich ein Gefühl von einer unangenehmen Leere – ich sollte wohl irgendetwas zur Stärkung fordern. Also musste ich mich in irgendeiner Weise bemerkbar machen. Meine Schreie hallten durch den Raum. Oh Wunder - ich hörte Stimmen und schon sah ich wieder einige Gesichter, die mich mitleidig betrachteten. Plötzlich war mir, als käme mir ein Gesicht irgendwie bekannt vor und schon streckten sich mir zwei Hände entgegen und nahmen mich in den Arm. Es war ein angenehmes Gefühl, das Wärme und Geborgenheit spüren ließ. Aber mein Magen knurrte immer noch und meine Schreie wurden heftiger. Meine Lippen spürten plötzlich etwas Weiches und instinktiv saugte ich daran. Welche Wonne, das was über meine Zunge floss, war eine wohltuende erste Mahlzeit. Der Start ins Leben war nun geschafft, mal sehen wie es weitergeht.

Jeder Mensch wird in seine Welt hinein geboren, eine Welt, die nach und nach feste Konturen annimmt und deren Horizonte sich ständig erweitern. Im Grunde genommen war mir das zum damaligen Zeitpunkt alles nicht wichtig. In dieser Startphase des Lebens sind die Wünsche noch bescheiden und betreffen nur einige Grundbedürfnisse. Außer dem Schlaf sollte der Hunger gestillt werden und auch ein allgemeines Wohlbefinden sollte damit einhergehen. Entsprachen die Umstände nicht einem angenehmen Gefühl, dann waren meine lauten Schreie die einzige Möglichkeit, dies meinen Mitmenschen begreiflich zu machen. Was war das aber für eine Welt, in der ich das Licht der Welt erblickte?

Fangen wir bei den wichtigsten Personen an, ohne die ich wohl ewig in „Abrahams Buxentasche“ geliebt wäre – wie die Geisfelder sich auszudrücken pflegten, wenn von einer nicht vorhandenen menschlichen Existenz die Rede war. Meine Eltern waren nicht mehr die Jüngsten und hatten bereits vor mir sieben Kinder in die Welt gesetzt – ich sollte als achttes Kind die Serie beenden. Aber alles der Reihe nach - kehren wir zu den frühen Anfängen zurück, als das Schicksal die ersten Weichen stellte.

Ein von Strapazen gezeichneter Mann, ein gewisser Johann Knop, kam als Soldat nach dem ersten Weltkrieg nach Hause. Er hatte Schreckliches erlebt und benötigte einige Zeit, die schlimmen Erlebnisse zu verarbeiten. Nur durch einen Zufall überlebte er einen Granatangriff, dem seine ganzen Kameraden zum Opfer gefallen waren. Er benötigte eine ganze Weile um mit der Realität wieder zurecht zu kommen, dabei half ihm die ländliche Atmosphäre, deren Vertrautheit seine Gedanken positiv beeinflussten. Zu Hause hatte ihn sein betagter Vater Michel und seine Mutter Anna-Maria schon sehnsüchtig erwartet. Sie hatten sich während seiner langen Abwesenheit mit ihrer Landwirtschaft alleine herumplagen müssen und hofften nun auf seine tatkräftige Hilfe. Aber noch aus einem anderen Grund hatte seine Ankunft ihr Leid etwas gemildert. Denn Wochen vorher hatten sie die schmerzliche Nachricht erhalten, dass ihr Sohn, der Hanni, im Krieg gefallen war. Auf diesen Sohn waren sie besonders stolz und hatten ihm eine Ausbildung ermöglicht, die von ihnen so manches Opfer forderte. Er hatte studiert und musste kurz vor seiner Priesterweihe in den Krieg ziehen. Umso schmerzlicher war sein Verlust, weil seine Berufung zu einem geistigen Beruf auch all ihre diesbezüglichen Hoffnungen zunichtemachte. Nach diesen Enttäuschungen konnten sie nun, da der Johann heimgekehrt war, darauf vertrauen, dass wenigstens ihr Lebensabend wieder in geordneten Bahnen verlaufen würde. Der Michel betrieb in dem kleinen Hünrückdorf Geisfeld eine kleine Landwirtschaft, die er in langer Tradition von seinem Vater übernommen hatte. Auch wenn sie sich damit herumplagen mussten und ständig von der Sorge getrieben wurden, ausreichende Erträge zu ernten, um die große Familie zu ernähren, ihr Land war letztlich ihr Leben. Es lebten nämlich noch einige Töchter mit im Haushalt, die auch versorgt werden sollten. Eine Tochter war bereits verheiratet und wohnte mit ihrer Familie in einem Nachbarort. Drei ihrer Söhne hatten sich nach dem Krieg aufgemacht und sich im Ruhrgebiet niedergelassen. Für das alte Ehepaar war das harte Landleben eine einzige Herausforderung und sie mussten in der Vergangenheit schon Jahre überstehen, die verbunden mit Missernten an Schrecklichkeit nicht zu überbieten waren. Trotzdem hingen sie an der heimatlichen Scholle, der sie sich verpflichtet fühlten. Das bedeutete auch, dass zur gegebenen Zeit die bäuerliche Tradition mit einem Nachfolger weitergehen sollte. Der Betrieb sollte vom Sohn Johann weitergeführt werden und der Zeitpunkt der Übergabe wäre eigentlich längst überfällig gewesen. Aber seine lange Abwesenheit durch den Krieg hatte dies bisher verhindert. Nun wurde es höchste Zeit, den betagten Eltern die schwere Last von ihren Schultern zu nehmen. Doch einem Bauern, der eine geordnete Nachfolge anzutreten beabsichtigte, sollte auch eine Bäuerin zur Seite stehen – eine wichtige Voraussetzung für einen guten Start. Bedingt durch die lange Abwesenheit, in der er für

Kaiser und Vaterland gekämpft hatte, war eine Menge Zeit verloren gegangen. So hatte er inzwischen ein Alter erreicht, in dem man als Bauer für gewöhnlich über Frau und Kinder verfügte. Der Heimkehrer musste sich nun sputen die Frau fürs Leben zu finden, um die notwendigen Voraussetzungen zu erfüllen. Er schaute sich unter den heiratswilligen Frauen im Dorf um, aber es war keine dabei, die seinen Vorstellungen entsprach. Nachdem viele Männer aus dem Ort den Krieg nicht überlebt hatten, gab es zwangsläufig einen gewissen Frauenüberschuss und manch eine „forsche Maid“ hätte dem gesitteten Johann sicher keinen Korb verpasst. Vielleicht kamen von den Eltern auch Vorschläge über Kandidatinnen, die eine gute Partie gewesen wären. Wenn die Schwiegertochter in spé ein paar Felder mitgebracht hätte, wäre das sicher eine willkommene Angelegenheit gewesen. Aber das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, war jedoch für den Johann kein Grund, vorschnelle Entscheidungen zu treffen. Er ließ sich nicht beirren und setzte auf Zeit, denn dieser Schritt wollte gut überlegt sein. Für die ländliche Bevölkerung war der traditionelle Kirmestanz schon immer eine gute Gelegenheit für die Partnersuche. Zu diesen Veranstaltungen kamen meist auch Gäste aus den Nachbarorten und dabei hoffte so mancher Jüngling, mit Amors Hilfe eine Frau zu finden, die seinen Wünschen entsprach. Aber der Gott der Liebe hatte dem Johann noch nicht zu seinem Glück verholfen. Ständig drängte ihn sein Vater, bei der Brautwahl keine zu hohen Ansprüche zu stellen und sich endlich zu entscheiden. Aber in dieser wichtigen Angelegenheit wollte er sich nicht drängeln lassen. Er war nicht der Typ, der in einer gewissen Torschlusspanik eine vorschnelle Entscheidung getroffen hätte. Mit einem festen Vorsatz und einigen Erwartungen begleitete er einen Kameraden zur Kirmes in einen Ort namens Gräfendhron. Der lag nicht in der direkten Nachbarschaft, sondern im Tal der Dhron, einer Gegend unweit zur Mosel. Den mehrstündigen Fußmarsch nahmen sie in ihrer wichtigen Mission gerne in Kauf. Dort angekommen besuchten sie zunächst die Verwandten des Begleiters, die sie gleich mit einer Stärkung bewirteten. Zum abendlichen Kirmestanz, der der eigentliche Grund ihres Besuches war, ging man mit einer gewissen Hoffnung. Dort spielte eine Zigeunerkapelle flotte Weisen und beim berausenden Walzertakt wurden bei den „späten Jünglingen“ Emotionen geweckt, die geeignet waren, gewisse Hemmungen schnell über Bord zu werfen. So wurde aus dem schüchternen Tänzer ein Mann, der in charmanter Weise etliche Frauen zum Tanz aufforderte. Eine der Tänzerinnen hatte es ihm angetan. Als er zum wiederholten Male mit ihr über den Tanzboden schwebte, schlug sein Herz immer einige Takte schneller. Hatte der Pfeil Amors ihn schon getroffen? Die junge Margarethe, eine forsche Maid aus dem Ort, schien ihren Tanzpartner sympathisch zu finden und hatte nichts dagegen, dass man während einer Pause sich

diskret zurückzog. In einer stille Ecke, die als kleine Bar diente, gönnte man sich ein hochgeistiges Getränk. Während sie den Eierlikör in kleinen Schlückchen genoss, hatte er schon zwei Stamper Apfeltrester in schnellen Zügen geleert. Das beflügelte seinen Mut und seine zaghaften Annäherungsversuche schienen der jungen Frau nicht unangenehm sein. Mitternacht war längst vorbei, als sich die beiden Männer auf den Heimweg machten. Den steilen Pfad zu erklimmen, der aus dem engen Tal auf die Höhen des Hunsrücks führte, war normalerweise eine schweißtreibende Angelegenheit. Doch für die beiden Kirmesbesucher, die noch beseelt waren von den anregenden Getränken und den lüsternen Gedanken der jüngsten Erlebnisse, gingen die Anstrengungen im Rausch der Gefühle völlig unter. Der Morgen graute schon, als das heimatische Dorf schließlich vor ihnen lag. Im Haus herrschte schon Leben. Der Vater hantierte in der Scheune und war schon dabei das Vieh zu füttern. Er schaute seinen Sohn vorwurfsvoll an, verkniff sich aber einen direkten Vorwurf. Er tat so, als wäre dies ein ganz normaler Montag und dazu gab er seine Arbeitsanweisungen: „Das Wetter wird heute wohl trocken bleiben und deshalb sollten wir noch die letzten Rüben auf dem Weiher Flur holen“. Doch dem Sohn war nicht nach Rüben zumute, seine Gedanken waren noch nicht in der Realität angekommen. Obwohl er bereits ein „gestandener Mann“ von 30 Jahren war, nahm er die Befehle seines Vaters widerspruchslos hin. In der kleinen Küche war die Mutter schon dabei das Frühstück zu richten. Neugierig und mit einem wohlwollenden Blick schaute sie ihren Johann an und fragte: „Hattest Du einen schönen Sonntag, wie war es in Gräfhron?“ Bei ihrem übernachtigten Sohn machte sich langsam die Müdigkeit bemerkbar und seine Antwort war knapp und lapidar. „Ganz gut“ murmelte er. Während des Tages verrichtete er still seine Arbeit und dabei gingen seine Gedanken immer wieder zu „seiner Margarethe“ – der Johann war verliebt. Wochen später traf man sich wieder in Thalfang und dann musste der Johann für eine Weile Abschied nehmen vom Hunsrück.

Die Geisfelder Bauern waren durchwegs mit keinen großen Gütern gesegnet. Zwar gab es einige, die ein paar Felder mehr unter dem Pflug hatten, aber auch ihr Besitz hielt sich in recht engen Grenzen. Die wenigen Ackerflächen mit den meist schlechten Böden und das raue Klima waren schlechte Voraussetzungen, um die großen Familien ausreichend über die Runden zu bringen. Eine der wenigen Möglichkeiten an Bargeld zu gelangen war, sich eine Arbeit zu suchen. Deshalb ging man, wenn die Feldarbeit fürs Jahr beendet war, einer auswärtigen Beschäftigung nach. Doch im weiten Umkreis waren die Arbeitsmöglichkeiten begrenzt und äußerst schwer zu finden. Aus diesem Grunde waren auch Arbeiten in entfernten Gegenden stets willkommen. Über die Wintermonate hatte es den

Johann ins Ruhrgebiet verschlagen. Durch die Vermittlung eines Bruders, der dort seit kurzem lebte, hatte er eine Arbeit gefunden. Dort hatte er eine Beschäftigung an einem Hochofen einer großen Gießerei. Die Arbeit war schwer und in Verbindung mit einer Unterkunft, die nur die nötigsten Bedürfnisse berücksichtigte, war das Leben nicht leicht zu ertragen. Er sehnte sich nach der Heimat und seiner Liebsten, die im fernen Gräfhendron auf ihn wartete. An den Sonntagen, wenn seine Arbeitskollegen in den Wirtschaften sich mit Kartenspielen die Zeit vertrieben, saß er allein in seiner spartanisch eingerichteten Unterkunft und schrieb Briefe an seine „Gret“. Nach Tagen erwartete er dann sehnsüchtig die Antworten. Als der Frühling kam und die Zeit gekommen war, wieder heimatliche Gefilde anzusteuern, war er glücklich und konnte es kaum erwarten, Hunsrücker Boden zu betreten. Dort wurde er auch schon sehnsüchtig erwartet. In erster Linie war es sein Vater, der sich schon Sorgen um die Frühjahrsaussaat machte. Schon ein Tag nach seiner Heimkehr wurde der Johann von seinem Vater gedrängt, mit den Feldarbeiten zu beginnen. Das Wetter war günstig und die Nachbarn waren schon seit Tagen mit ihren Kuhgespannen unterwegs. Das war ein besonderer Grund sich zu sputen. Aber auch seine Liebste hatte Sehnsucht nach ihm, die sie schon in den zahlreichen Briefen zum Ausdruck gebracht hatte. Endlich war der Sonntag gekommen und der freie Tag musste genutzt werden, um die Liebste wieder zu sehen. Es war noch dunkel, als er sich auf den weiten Weg machte. Dieser Besuch war für ihn von besonderer Bedeutung. Im letzten Brief war nämlich die Rede davon, dass die Mutter der jungen Frau endlich den Verehrer ihrer Tochter persönlich kennenlernen wollte. Das war für den Johann ein sicheres Zeichen, dass sich ihr Verhältnis in einer Phase befand, die Hoffnung aufkommen ließ. Unter diesem Aspekt war es natürlich sehr wichtig, einen guten Eindruck zu machen. Als er den Ort Thalfang erreichte, der etwa auf halber Wegstrecke lag, ging gerade die Sonne auf und es schien ein schöner Tag zu werden. Unterwegs begegnete er Bauern, die selbst am heiligen Sonntag auf ihren Feldern arbeiteten. Das war in seinen Augen ein Frevel gegen das Sonntagsgebot. Aber er wusste, in dieser Gegend leben evangelische Bauern und die nehmen es mit der Sonntagsarbeit nicht so genau. Schon hatte er den Ort Gielert erreicht und er nahm den schmalen Pfad, der hinunter ins tiefe Tal führte. Endlich hatte er es geschafft, vor ihm lag der Ort seiner Sehnsüchte, der heute besonders idyllisch anzuschauen war. Aber dafür hatte der Besucher jetzt nur ein oberflächliches Auge. Den ganzen Weg über hatte er sich schon überlegt, wie er wohl der Familie entgegentreten sollte, die zu diesem Zeitpunkt aus der Mutter, einem Sohn, zwei Töchtern und einer kleinen Enkelin bestand. Eine der beiden Töchter, die Margarethe, brannte schon darauf, ihren Geliebten Johann endlich in ihre Arme schließen zu können.

Doch diese Art der Begrüßung, war in den ländlichen Gegenden verpönt und hätte vielleicht einen falschen Eindruck hinterlassen. Deswegen begrüßten sich die beiden Verliebten sehr formell und ohne große emotionelle Gefühlsbezeugungen. Schließlich war man im Beisein der Familie etwas zurückhaltend. Aber während des Tages gab es sicher Gelegenheiten, das nachzuholen, was sich an Gefühlen so lange aufgestaut hatte. Der Besucher hatte gleich bemerkt, dass ihr Haus etwa die Größe seines Elternhauses hatte. Aber man konnte auf Anhieb erkennen, dass die Familie recht gut gestellt sein musste. Wie der Besucher schon aus Gesprächen erfahren hatte, ernährte die kleine Landwirtschaft sie recht gut. Darüber hinaus konnten Jahr für Jahr überschüssige Feldfrüchte verkauft werden und das waren gute Voraussetzungen für ein einigermaßen erträgliches Leben. In seiner Heimat waren die Bedingungen für gute Ernteerträge wesentlich ungünstiger als hier im geschützten Tal. Das Klima der Gräfenhroner Gemarkung, das wesentlich von den klimatischen Bedingungen des nahen Moseltales beeinflusst wurde, und die fruchtbaren Böden waren stets Garanten für gute und ausreichende Ernten. Schon der römische Dichter Ausonius, der diese Gegend bereist hatte, pries das Land in prosaischen Tönen. In seiner Dichtung „Mosella“ schreibt er: *«Heil dir, oh Moselland! An Früchten reich und an Männern, ruhmvoll blühen Geschlechter daselbst. Aber das Beste wohl ist, dass die Natur den Söhnen der Mosel huldvoll Tugend und dazu fröhlich Geist verlieh.»* Es ist anzunehmen, dass die huldvollen Tugenden mit fröhlichem Geist nicht nur den Männern, sondern auch den Frauen zugeschrieben werden konnten. Angesichts solcher Lobeshymnen könnte man glauben, dort herrschten paradiesische Zustände. Aber trotzdem fielen den Menschen dort die guten Erträge nicht in den Schoß. Auch sie plagten sich von früh bis spät ab und die Schicksalsschläge konnten ihnen auch hier das Leben schwer machen.

Barbara, die Mutter, hatte schon sehr früh den Mann verloren und musste damals mit ihren, zum Teil noch recht kleinen Kindern, ihren Ackerbau alleine bewältigen. Später starben zwei ihrer Töchter im blühenden Alter von unter zwanzig Jahren. Eine davon hinterließ eine kleine Tochter, die nun in der Familie heranwuchs. Als ob das noch nicht gereicht hätte, fiel einer ihrer beiden Söhne im Krieg und der verbliebene starb später an einer Lungenentzündung. Während des ersten Weltkrieges musste sie mit ihren beiden Töchtern, von denen die jüngere noch ein Teenager war, die schweren Arbeiten in der Landwirtschaft alleine bewältigen. Nachdem sie selbst nicht mehr die jüngste war, lag dabei die Hauptlast auf der Margarethe, ihrer damals 22-jährigen Tochter. Diese wuchs mit ihren Aufgaben und bewältigte selbst schwerste Arbeiten, wie es ein kräftiger Mann nicht besser hätte tun können. Sie hantierte mit der Sense, hob zentnerschwe-

rer Lasten und auch sonst schien ihr keine Arbeit zu schwer zu sein. Das war dem verliebten „Freier“ bekannt und er wusste, dass er sich glücklich schätzen könnte, eine so tüchtige Frau zu bekommen. Auf der anderen Seite wollte natürlich die Mutter endlich den Bewerber ihrer geliebten Tochter kennenlernen, schließlich wollte sie die nicht jedem „Dahergelaufenen“ anvertrauen. Wie es schien, hatte der etwas schüchterne Bräutigam in spé ihre Sympathie auf Anhieb gewonnen.

Um auf die Schicksalsschläge zurückzukommen, die hatten scheinbar hier Tradition. Denn auch die vorige Generation, die Großmutter der Margarethe, Helene Andres, hatte schon schwere und mühevollen Jahre zu überstehen, die ihre ganze Kraft erforderten. Sie war eine geborene Weicherding und stammte aus dem Ort Malborn, einem Nachbarort von Geisfeld. Mit ihrem Ehemann, der aus einer Mühle des kleinen Ortes Dhrönchen stammte, hatten sie im Ort Gräfendhron eine kleine Landwirtschaft übernommen. Daneben betrieben sie eine Schankwirtschaft, die aber nicht viel einbrachte. Sie plagten sich von früh bis spät und hatten in den Hungerjahren des 19. Jahrhunderts einige Kinder durch Krankheiten verloren. Um diesem Elend zu entgehen, entschloss sich der Familienvater, nach Amerika auszuwandern. Er hatte von Ortsansässigen erfahren, deren Angehörige diesen Schritt vor etlichen Jahren schon gewagt hatten, dass sie sich dort inzwischen gut eingelebt hätten und voll des Lobes waren. Diesen gewagten Schritt mit der ganzen Familie zu tun, war ihm jedoch ein zu großes Risiko. Deswegen wollte er erst alleine über den großen Teich und später seine Familie nachholen. Sie hatten jedoch keine Ersparnisse und ihr Hausstand, der ja noch benötigt wurde, konnte auch nicht zu Geld gemacht werden. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als sich das Geld für die Überfahrt zu leihen. Er fand einen Juden aus Thalfang, der ihm den Betrag zu günstigen Bedingungen überließ. Nun wurde alles vorbereitet und am Tag der Abreise kam der schwere Abschied. Schwer bepackt machte sich der Auswanderer auf den Weg. Lange schaute die Helene Andres ihrem Manne nach. Mit tränenden Augen konnte sie nur schemenhaft erkennen, wie er von dannen eilte, ohne sich noch einmal umzudrehen. Zunächst wollte er in ein Nachbardorf gehen und sich mit einem dortigen Mann zusammentun, dem man aber nachsagte, er wäre ein rechter „Schwerenöter“. Zusammen wollte man dann nach Hamburg fahren, um rechtzeitig zur vereinbarten Zeit die Schiffspassage antreten zu können. Die folgenden Tage waren besonders schwer für sie und schon jetzt brannte ihr Herz vor Sehnsucht. Auch in der Folgezeit trauerte sie ihrem Mann nach und tröstete sich damit, ihn eines Tages wieder froh in ihre Arme schließen zu können. Die Zeit ging ins Land. Sie musste nun alleine mit ihren verbliebenen Kindern die Arbeit bewältigen. Bis spät in die

Nacht war sie auf den Beinen und allein die Hoffnung auf gute Nachrichten aus Amerika verhalf ihr, ihre schwere Bürde zu tragen. Nach einem Jahr, so hoffte sie, müsste ein Lebenszeichen und eventuell auch etwas Geld ankommen, um einen Teil des geliehenen Betrages tilgen zu können. So war es geplant gewesen. Doch ihr Warten wurde auf eine harte Probe gestellt. Tagtäglich betete sie, dass endlich die Unwissenheit von ihr genommen würde. Inzwischen sprach auch der Jude aus Thalfang bei ihr vor und verlangte einen Teil des geliehenen Betrages zurück. Er war jedoch sehr einsichtig und war selbst mit den kleinen Beträgen vorerst zufrieden, die sie sich vom Munde abgespart hatte. Schließlich waren zwei Jahre vergangen, ohne dass ihr Flehen erhört wurde und die arme Frau verfiel in tiefen Schmerz und ausweglose Schwermütigkeit. Das veranlasste den Pfarrer von Berglicht, der die Filiale in Gräfendhron betreute, sich der Sache anzunehmen und Nachforschungen anzustellen. Dabei erfuhr er, dass kein Johann Andres auf den Passagierlisten der Schifffahrtslinien jener Tage zu finden war. Er war also nie in Hamburg angekommen und nach Lage der Dinge musste ihm schon unterwegs ein Unheil zugestoßen sein. Auch die Nachforschungen der Behörden brachten kein Licht in das Dunkel seines Verschwindens. Damit waren auch die Gerüchte, die im Ort kursierten, der Mann mache sich drüben in Amerika ein schönes Leben, während seine zurückgelassene Familie in der Heimat darben müsste, haltlos geworden. Mit der Nachricht aus Hamburg war für die Mutter eine Welt zusammengebrochen und sie brauchte eine lange Zeit, den Schmerz zu überwinden. In kleinen Beträgen zahlte sie den Kredit zurück und musste dadurch manches Opfer auf sich nehmen. Ihre Kinder wurden größer und mit ihrer Hilfe meisterte sie schließlich ihr Leben.

Jahre später wurden nahe der „Krakesmühle“, die etwas abseits des kleinen Dorfes liegt, Erdarbeiten durchgeführt. Dabei entdeckte man das Skelett eines Menschen, der dort in der Erde verscharrt worden war. Sofort kochte die Gerüchteküche, wer war der oder die Tote? Die Untersuchungen der Knochenreste bestätigten, dass es sich um eine männliche Leiche gehandelt habe, deren ursprüngliche Körpergröße dem Vermissten durchaus zugeordnet werden könnte. Einen eindeutigen Beweis, dass es sich dabei um den Johann Andres handeln könnte, konnte jedoch nicht erbracht werden. Die Gebeine wurden schließlich auf dem Friedhof von Gräfendhron beigesetzt und ein namenloses Kreuz am Grab angebracht. Von Zweifeln geplagt stand die Mutter Helene dann vor dem Grab, das in Anbetracht, dass sich niemand dafür zuständig fühlte, lediglich aus einem Erdhügel mit einem einfachen Birkenkreuz bestand. Sie kämpfte mit sich selbst, sollte sie es herrichten und auch für die Seele des hier bestatteten Toten beten? Vielleicht wäre es doch ein Fremder, der hier seine späte

Ruhe gefunden hatte. Dann würde vielleicht der liebe Gott ihre Gebete einem Mann zukommen lassen, der ihr völlig unbekannt war? Immer wieder stand sie vor dem Grab und in ihrer Verzweiflung flehte sie den Herrgott an, die Ungewissheit von ihr zu nehmen. Prompt schicke er ihr ein Zeichen. In ihrer Not gingen ihre Blicke instinktiv zum wolkenverhangenen Himmel. Für einen kurzen Moment war die Sonne durch eine Wolkenlücke zum Vorschein gekommen und das weiße Birkenkreuz erstrahlte für einen Moment im schönsten Weiß. Von nun an waren ihre Zweifel beseitigt und sie nahm sich fest vor, nur noch daran zu glauben: Hier liegt mein geliebter Mann, der so tragisch endete. Tage später blühten Blumen auf dem Grab und am Kreuz war ein Schild angebracht, auf dem zu lesen war: „Hier ruht Johann Andres, geboren 1829, gestorben 1875.“ Damit hatte auch die Helene Andres endlich ihren Frieden gefunden und holte sich fortan immer Trost am Grab, wenn ihr Leben unerträglich zu werden schien.

Die Geschichte hatte der Johann von seiner Margarethe erfahren, die sich auch noch gut an ihre Großmutter erinnern konnte. Als sie alt wurde, lebte sie in ihrer Familie. Sie war eine sehr warmherzige Frau mit einem sanften Gemüt. Manchmal konnte man sie beobachten, wie sie ruhig vor dem Fenster saß und lange Zeit träumerisch in die Ferne schaute. Dabei rannen Tränen über ihre Wangen. Als die Enkelin sie daraufhin trösten wollte, lächelte sie und meinte: Sie hätte nur mit offenen Augen geträumt und das, was sie im Traum gesehen hätte, wäre wunderschön gewesen.

Auch der Johann kannte Menschen aus seinem Heimatort, die den Hunsrück verlassen hatten und ihr Glück in der Ferne suchten. Nur von wenigen war bekannt geworden, dass sie in einer fernen Welt eine neue Heimat gefunden hatten. Er selbst war so heimatverbunden, dass er sich nicht vorstellen konnte, sie jemals zu verlassen. Im Moment war er zudem so selig, wie ein Verliebter nur sein konnte.

Noch voll im Bann des ereignisreichen Tages kam er spät in der Nacht nach Hause und begab sich zur Ruhe. Obwohl er von den langen Fußmärschen sehr ermüdet war, konnte er nicht gleich schlafen. Vieles ging ihm durch den Kopf und im Moment hatte er nur den einen Wunsch, möglichst schnell seine Gret zu heiraten, um sie ständig in seiner Nähe zu haben. Am nächsten Morgen saß die Familie am Frühstückstisch, dabei lag die Neugierde schon in der Luft. Die Mutter wollte wissen, was der Sohn am Vortag so erlebt hatte. Doch der war recht zurückhaltend und antwortete nur kurz: „Es war ganz gut und an unserer Kirmes kommt die Gret und dann könnt ihr sie persönlich kennenlernen.“ Der Vater schien mit dieser Ant-

wort nicht zufrieden zu sein - er schaute seinen Sohn fragend an und wollte wohl wissen, welche Mitgift zu erwarten wäre. So direkt wollte er seine Neugier aber nicht auf den Punkt bringen, deshalb beschränkte er sich auf die Frage: „Wie viel Kühe haben die denn im Stall stehen?“ Der Sohn ahnte wohl, was diese Frage bezwecken sollte und gab lapidar zur Antwort: „Ich habe sie nicht gezählt.“ Der Michel war ein Mann mit Prinzipien und hätte es nicht ungern gesehen, wenn durch die Heirat auch finanzielle Vorteile mit herausgesprungen wären. Auf der anderen Seite war er, was die Mitgift seiner Töchter betraf, die auch im heiratsfähigen Alter waren, äußerst zurückhaltend. Um in dieser Hinsicht keine Überraschung zu erleben, hatte er eine eigene Strategie und lehnte er erst einmal alle Bewerber seiner Töchter kategorisch ab. Das hieß aber nicht, dass ihm die Zukunft seiner Töchter gleichgültig gewesen wäre. In dieser Hinsicht konnte man ihm sogar eine zukunftsorientierte Denkweise nicht absprechen. Als die Gemeinde eine weibliche Person suchte, die als dörfliche Krankenschwester ausgebildet werden sollte, brachte er seine Tochter Anna-Maria, genannt Amai, ins Spiel. Sie absolvierte im Kloster Arenberg eine entsprechende Ausbildung und kümmerte sich viele Jahre um die Kranken in der Gemeinde. Auch um die Zukunft seiner jüngsten Tochter Agnes machte er sich Gedanken und ermöglichte ihr eine Ausbildung zur Damenschneiderin. In dieser Zunft brachte sie es bis zur Meisterin und betrieb später eine eigene Schneiderei. Die entwickelte sich prächtig - ohne sie wären die Geisfelder Frauen wohl modisch sehr ins Abseits gedrängt worden. Die von ihr gefertigten Brautkleider hatten beispielsweise einen gewissen Chic und waren in der ganzen Gegend gefragt.

Die Zeit ging ins Land und die Bauern blickten tagtäglich zum Himmel und sehnten dringend den Regen herbei. Das Korn (Roggen) und die anderen Feldfrüchte wuchsen nur kümmerlich und wenn kein Wunder geschehe, würde die diesjährige Ernte recht bescheiden ausfallen. Solche Missernten gab es in der Vergangenheit schon häufiger. Das belastete die meist großen Familien erheblich. Die täglichen Rationen waren dann der Situation anzupassen und alle mussten den Gürtel enger schnallen. Aber die Not kann auch erfinderisch machen. Dann waren die Hausfrauen gefordert, solche Speisen auf den Tisch zu bringen, die unabhängig von der geschmacklichen Variante, die Familienangehörigen wenigstens einigermaßen satt machten. Trotz der schlechten Ernten kam man auf diese Weise doch irgendwie über die Runden. Verhungern musste zu diesem Zeitpunkt niemand mehr, wenn auch der Speiseplan dann sehr einseitig und die Portionen recht bescheiden ausfielen. Als aber das Jahr 1920 begann, geschahen im „Delweshaus“, dem kleinen Haus neben der Kirche, seltsame Dinge - irgend ein großes Ereignis schien in der Luft zu liegen. Im Stall

grunzte ein fettes Schwein, dessen Tage wohl gezählt waren. Wein und Bier waren besorgt worden und von einer Schnapsbrennerei hatte man hochgeistige Getränke geholt. Kurz um – alles deutete darauf hin, dass ein großes Fest vorbereitet würde. Ja, im Februar wollte der Johann seine Margarethe zum Traualtar führen. Es war natürlich ein Gebot der Familienehre, dass man zu diesem festlichen Anlass alles Erdenkliche aufbieten würde. Zur Hochzeit hatte man die nähere Verwandtschaft von Braut und Bräutigam eingeladen, sowie die ganze Nachbarschaft. Als alle Gäste einen Platz gefunden hatten platzte das kleine Haus fast aus seinen Nähten. Das tat der Stimmung und Festtagsfreude jedoch keinen Abbruch – bis spät in die Nacht wurde gefeiert. Alle Sorgen und Nöte waren vorerst vergessen und sollten die Stimmung nicht trüben. Die Probleme, die das tägliche Leben so mit sich brachte, müssten warten - auch sie würde man irgendwie in den Griff bekommen. So war es immer schon, darin hatte man Erfahrung.

Ortswechsel - auf dem Hunsrück zu Hause

Die Hochzeit war für die junge Frau der Start in ein neues Leben. Dabei war es abzusehen, dass sie eine gewisse Zeit benötigte, sich mit der Mentalität der etwas zurückhaltenden Geisfelder zu arrangieren. Zunächst war sie eine Fremde, die mit allerhand Vorurteilen zu kämpfen hatte. Doch im engsten Familienkreis hatte man schnell bemerkt, dass ihre neue Mitbewohnerin eine selbstbewusste junge Frau war, die sich sehr schnell anpassen konnte. Dabei legte sie eine Spontanität an den Tag, die ihnen zwar fremd war, aber nicht ungelegen kam. Hier trafen zwei Mentalitäten aufeinander, die sich zwar gut ergänzten, aber im täglichen Umgang sicher nicht ganz unproblematisch waren.

Die Lebensumstände bestimmter Regionen können unter Umständen die Menschen prägen und ihre Charaktere beeinflussen - das schien sich in dieser Verbindung zu bestätigen. Die Bevölkerung der moselnahen Regionen war in ihrer Mentalität und der politischen Zugehörigkeit stets auf das Moselgebiet ausgerichtet. Dort herrschten wesentlich günstigere klimatische Bedingungen als auf den rauen Höhen der zentralen Hunsrückgebiete. Die Moselregionen waren von der Natur immer schon begünstigt worden, was sich meist auch positiv auf die Lebensbedingungen der Bevölkerung auswirkte. Obwohl das tägliche Leben auch in diesen Regionen nicht völlig sorglos war, konnte man aber gelassener nach vorne blicken. Davon konnten die Geisfelder nur träumen. Sie mussten sich mit wesentlich ungünstigeren Voraussetzungen herumplagen. Die meist kargen Böden waren sehr auf ideale Wetterbedingungen angewiesen, blieben sie aus, war

Hunger angesagt. Das kam in fast regelmäßigen Abständen immer wieder vor. Das hat diese Menschen geprägt und ihnen einen Stempel aufgedrückt, der von einer lebenserhaltenden Zähigkeit geprägt war. Das harte und entbehrungsreiche Leben führte dazu, dass man mit spontanen und überschwänglichen Gefühlsregungen äußerst sparsam umging. Für Sentimentalitäten war die Realität nicht opportun. Das ganze Leben war eine äußerst angespannte und entbehrungsreiche Situation. Die wenigen Lichtblicke waren nur Momentaufnahmen, die vom trüben Alltag meist schnell wieder verdrängt wurden. Dieses Verhalten hatte neben den erschwerenden Lebensbedingungen auch andere Gründe und eine lange Vorgeschichte. Die Dörfer der zentralen Hunsrückregionen liegen meist auf den Hochflächen und hatten in ferner Vergangenheit schon immer mit vielfältigen Problemen zu kämpfen. Der Hunsrück war als Puffer zum Westen öfters Brennpunkt kriegerischer Auseinandersetzungen. Für die verschiedensten marodierenden Truppen oder anderes räuberisches Gesindel lagen die Orte buchstäblich wie auf einem Präsentierteller. Den drohenden Gefahren war man stets schutzlos ausgeliefert und konnte ihnen nur durch die Flucht entkommen. Bei den verschiedensten Konflikten musste sich die Bevölkerung mit Hab und Gut in die Wälder zurückziehen und dort ausharren, bis die Gefahr vorüber war. Das was man zurücklassen musste, war dann aber meist verloren. Um sich und ihre Pferde zu versorgen, plünderten die Reiterscharen die Häuser und Scheunen der Bauern, die dann selbst in große Not gerieten. Zurück blieben leere Keller und Scheunen. Um das Vieh am Leben zu erhalten, gingen die Frauen und Kinder in die Wälder und schafften dürres Laub und Gräser herbei. Das war gerade zur Winterzeit eine äußerst anstrengende und unangenehme, aber zwingend notwendige Arbeit. Die Zugtiere waren für die Bauern sehr wichtig – ohne sie hätte man im Frühjahr die Felder nicht bestellen können. Jedoch sicherte dieses nährstoffarme Futter wirklich nur das Überleben der Tiere. Das führte oft dazu, dass die Kühe im Frühjahr völlig entkräftet und kaum in der Lage waren, schwere Arbeiten zu verrichten. Den Menschen ging es nicht besser. Sie hatten nach solchen Situationen nichts zu „reißen und beißen“ und mussten sich auf eine äußerst dürftige und magere Kost einstellen. Der Hunger war dann ihr ständiger Begleiter. Nach solchen Gewaltexzessen, aber auch in Jahren der Missernten bestand ihre Nahrung aus kargen Mahlzeiten, die oft nur aus Kräutern und Wurzeln zubereitet werden konnten. Weil diese nährstoffarme Kost die Menschen konditionell enorm schwächte, führte das zwangsläufig zu katastrophalen Folgen. Dann konnte jede Krankheit zu einer lebensbedrohenden Situation werden. Auch die äußerst primitiven Wohnverhältnisse mit unzureichenden Ausstattungen für eine notwendige Hygiene waren ein weiterer Grund für viele Krankheiten, was vor allem die Kinder betraf. Um